

# Konzentration in Stahl und Stein

Skulpturen des Japaners Hiromi Akiyama im Heidelberger Kunstverein

Wenn es wahr ist, daß die Japaner die nächsten Artverwandten der Heuschreckenschwärme sind, dann jedenfalls ist Hiromi Akiyama wohl kein Japaner. Er ist als Bildhauer einen durchaus individuellen Weg gegangen. Und man sollte hierbei der Versuchung widerstehen, Äußerlichkeiten wie Strenge der Form und sogenannte ästhetische Schlichtheit um jeden Preis und pauschal auf seine japanische Herkunft zu projizieren. Eher wird man Akiyama als jemand werten dürfen, der internationale Tendenzen aufnimmt und diese mitgestaltet, hierbei dann auch aus japanischer Geisteshaltung schaffend.

Der Künstler, von dem der Heidelberger Kunstverein neun Werke präsentiert (in der Gartenhalle, bis 9. März), wurde 1937 in Hiroshima geboren. Dort starb ein großer Teil seiner Familie durch den Abwurf der Atombombe. Akiyama studierte 1957-61 Bildhauerei an einer der zwei renommierten Tokioter Kunsthochschulen. Seinem zweijährigen Pariser Studium an der École Nationale des Beaux Arts folgten zahlreiche Gruppen- und Einzelausstellungen sowie Beteiligungen an Sym-

posien. Schließlich kam 1978 die Berufung nach Karlsruhe an die Staatliche Akademie der Bildenden Künste, die ihn 1981 zum Professor ernannte.

Die gegenwärtige Ausstellung in Heidelberg steht in einem dreifachen Programmkontext. Einmal in der Folge von Präsentationen japanischer Künstler, um die sich seit Jahren der Leiter Hans Gerke bemüht. Zweitens werden aus Anlaß des Universitätsjubiläums, von Professor P. A. Riedl angeregt, lehrende Künstler präsentiert. Und schließlich ist die Ausstellung auch in die Japanwoche integriert.

Die ausgestellten Skulpturen stammen alle aus der Zeit nach 1981. Ursprünglich hatte Akiyama vor, nur drei Werke in der „Atelier-Atmosphäre“ des Ausstellungsraumes zu plazieren. Auf Wunsch der Aussteller jedoch wurden auch noch vier Grafiken in Mischtechnik mit einbezogen. Akiyama dazu: „Sie wollten auch meine Skizzen ausstellen, was ich selten mache – die Wände seien so kahl. Ich brauche eigentlich keine Verzierung.“

Hier liegt dann auch sicherlich eine

Gefahr für den Betrachter. Denn spätestens dann, wenn er sich auf das einzelne Objekt einläßt, stellt er fest: „Nur“ neun Skulpturen sind doch zuviel. Zuviel, um die innere Kraft und Ruhe, die das einzelne Stück ausstrahlt, wahrzunehmen. Dann kann es zu solchen Mißverständnissen kommen, wie: die Werke seien nur für den Verstand da, nicht für das Gefühl. Das Gegenteil ist der Fall.

Hier am ehesten liegt das „Japanische“. Der Weg der Annäherung ist schwierig und leicht zugleich. Schwierig, weil ungewohnt. Und leicht, weil es in Akiyamas Schaffen kein „Muda“ gibt, nichts Überflüssiges. Alles konzentriert sich in Winkeln, Verschiebungen und glatten Kanten. Am überzeugendsten wohl in den Arbeiten aus hartem Stein wie zum Beispiel Granit. Denn am ehesten läßt sich mit einem Material von derart hoher Dichte und hohem spezifischem Gewicht diese Ausstrahlung erreichen.

Bis Mitte der siebziger Jahre herrschten bei Akiyama noch quasi-organische Formen, lineare Konfigurationen und geschlossene Blöcke vor. Um 1975 war dann der „Durchbruch“ – im Wortsinn – erreicht. Die bis dahin geschlossene Skulptur wurde geöffnet. Bis heute ist das ein wichtiges Merkmal von Akiyamas Arbeit. Die Objekte bieten Durchblicke, erscheinen wie Rahmen. Und sie erzielen eine bei diesem Bildhauer bis dahin nicht erreichte strenge Konzentration aus zum Teil äußerst komplexen Durchdringungen geometrischer Grundformen. Vielleicht das eindrucklichste Werk dieser Art ist eine Skulptur von 1977.

Die Ausstellung zeigt insgesamt gleichsam den vorletzten Stand in der Entwicklung des Künstlers. Sie ist noch bestimmt von der geöffneten, im harten Stein ungeheuer arbeitsaufwendigen Form. Den neuesten Trend hätte ein etwa 180 Zentimeter hohes Rosengranit-Werk zeigen sollen, das für die Ausstellung geschaffen worden war. Durch einen Unfall im Atelier jedoch wurde es zerstört.

Auf andere Art mißlungen ist leider auch das Plakat des Kunstvereins, das dem Passanten vor dem Kurpfälzischen Museum eher die Impression einer vergessenen Pappschachtel vermittelt als die Einladung zu einer bildhauerischen Ausstellung.

Masami Ono-Feller